

Isolde Sammer



Die Welt
von Max
und mir

ROMAN

dtv
DIGITAL

»Nicht wirklich«, sagte ich kurz angebunden.

Sara warf mir einen Seitenblick zu – ja ja, du kannst mir viel erzählen –, sparte sich zum Glück aber einen Kommentar, sodass ich nicht weiter lügen oder ein peinliches Geständnis ablegen musste.

Leider sollte sich herausstellen, dass Max und ich in keinem einzigen Kurs zusammen waren. Aber eigentlich hatte ich auch gar keine Zeit für Dinge, die mich vom Lernen ablenkten. Dinge wie Verliebtheit. Bisher hatte ich immer ziemlich durchschnittliche Noten gehabt, außer in Deutsch und Kunst. Aber jetzt hatte ich mir vorgenommen, ein möglichst gutes Abitur zu schaffen, um mir alle Optionen offen zu halten. Ich hatte nämlich noch keine

Ahnung, was ich danach machen sollte. Studieren, aber was? Medizin war so ein Traum von mir, um dann für Ärzte ohne Grenzen an den Brennpunkten der Welt zu arbeiten. Das wäre etwas Sinnvolles und Abenteuer in einem gewesen, ganz nach meinem Geschmack. Als Kind hatte ich nacheinander Folgendes werden wollen: Prinzessin (vergebt mir, ich war vier). Sängerin (fünf). Hexe (mit sechs, ich begriff aber nach zahlreichen Harry-Potter-Zaubersprüchen, dass man Hexe nicht lernen kann, sondern dazu geboren sein muss). Mit sieben wollte ich Schauspielerin werden (wegen Papa) oder Schneiderin oder Designerin oder Visagistin (wegen Mama). Mit acht kam die Lehrerinnen-Phase, die mit der ersten Vier im Zeugnis (von meiner Lieblingslehrerin) abrupt endete. Und

so weiter. Ich hatte immer viele Träume und kein klares Ziel.

Talent zum Fotografieren hatte ich, wie mir meine Eltern nach jedem meiner Handyfilmchen, das ich ihnen zeigte, bestätigten. Ihnen würde es gefallen, wenn ich auf die Filmhochschule ginge. Bei Schulaufführungen hatte ich immerhin ein paar Mal mitgemacht, hatte Sketche geschrieben und Regie geführt. Auf der Bühne stehen durften ruhig andere, das lag mir nicht. Obwohl immer alle dachten, ich als Schauspielertochter müsste das lieben. Aber ich fühlte mich unbehaglich, wenn ich eine fremde Person darstellen, wenn ich Gefühle simulieren sollte. Mama meinte, dazu fehlte mir die nötige Portion Exhibitionismus. Und selbst wenn ich meine Befangenheit ablegen

könnte, jeden Tag dieselbe Rolle zu spielen, wäre mir schnell langweilig. Vor einer Filmkamera zu stehen ebenso. Das weiß ich, weil ich früher, wenn wir gerade wieder keinen Babysitter hatten, gelegentlich meinen Vater zu Dreharbeiten begleiten musste. Der Reiz des Neuen war für mich schnell vorbei. Filmschauspielerei besteht ja hauptsächlich aus Warten. Warten, bis alles am Set eingerichtet ist, bis Kamera, Ton, Ausstattung, Maske, Technik und was weiß ich noch alles startklar sind. Es kann Stunden um Stunden dauern, bis endlich die erste Klappe fällt. Und wenn der Regisseur es will, muss man Szenen dann auch noch endlos wiederholen. Danke, das Showgeschäft war nichts für mich. Schultheater zählte ja nicht wirklich.

Meine Eltern hatten mich sowieso von

klein auf weitgehend vor den Medien abgeschirmt. Wofür ich ihnen heute noch dankbar bin, denn so führte ich ein ziemlich normales Leben und niemand konnte mir vorwerfen, ich wolle mich in den Mittelpunkt drängen.

Je populärer mein Vater wurde, desto schwerer wurde es allerdings, die Öffentlichkeit aus dem Familienleben herauszuhalten, besonders, weil mein Vater immer ziemlich viele weibliche Fans hatte. Mehr als eine von ihnen versuchte, über mich an ihn ranzukommen. Süße kleine Kinder taugen ja zum Anbändeln so gut wie Hunde.

Einmal hatte sich eine junge Frau als Babysitterin eingeschlichen, um dann meinem Vater selbstgeknittelte Liebesverse zuzustecken. Wir sind sie fast nicht mehr